

ISSN 0344-8169

SPRACHWISSENSCHAFT

In Verbindung mit Herbert Kolb und Klaus Matzel

herausgegeben von

RUDOLF SCHÜTZEICHEL

Band 8 (1983) Heft 2

SONDERDRUCK



CARL WINTER · UNIVERSITÄTSVERLAG · HEIDELBERG

Ludwig M. Eichinger

Der Kampf um das Hochdeutsche

Zum zweihundertsten Todestag des Oberpfälzer Sprachforschers C. F. Aichinger (1717 - 1782)

Inhalt: 1. Einleitung. - 2. C. F. Aichingers Lebenslauf. - 3. J. Ch. Gottsched, die Oberpfalz und die Reaktion des Oberpfälzers C. F. Aichinger. - 4. Das Oberpfälzische und die Form des Hochdeutschen. - a) J. Ch. Gottscheds Auffassung vom Hochdeutschen. - b) C. F. Aichingers Konzept einer mundartübergreifenden Ausgleichssprache. - 5. Zusammenfassung.

1. Einleitung¹. Im Jahre 1760 veröffentlicht Carl Friedrich Aichinger, Rektor und 'Stadtprediger zu Sulzbach in der obern Pfalz'², in den Schriften der Altdorfischen deutschen Gesellschaft, deren Mitglied er war, einen Beitrag mit dem Titel 'Einige deutsche Wörter, nach ihrer Herkunft, Aussprache und Rechtschreibung aus den oberdeutschen Mundarten erläutert'. Er³ beginnt folgendermaßen:

Es ist einmahl Zeit, daß wir Oberdeutsche aus einem andern Tone reden, als bisher. Denn je weniger wir aus uns selbst gemacht haben: desto weniger Achtung haben auch andre gegen uns bezeiget. Wir haben uns ein Mißtrauen gegen unsre Mundart merken lassen: darüber hat man uns gar ausgespottet. Wir haben bey den Berathschlagungen über die deutsche Sprache Sitz und Stimme gefodert: und man hat uns nichts gelten lassen; sondern für Leute angesehen, die bloß über sich richten

¹ Dieser Beitrag geht ursprünglich auf einen Vortrag zurück, der auf einer Veranstaltung der Johann-Andreas-Schmeller-Gesellschaft und des Literaturarchivs Sulzbach-Rosenberg am 15. Dezember 1982 in Sulzbach-Rosenberg gehalten wurde.

² C. F. Aichinger, Herrn Carl Fridrich Aichingers, Stadtpredigers zu Sulzbach in der obern Pfalz Anmerkungen zu den grammatikalischen Abhandlungen im schwäbischen Magazin, beantwortet von dem Verfasser gedachter Abhandlungen, und mit kurzen Noten begleitet von Herrn Fulda, Schwäbisches Magazin von gelehrten Sachen auf das Jahr 1775, S. 937-951; Schwäbisches Magazin von gelehrten Sachen auf das Jahr 1776, S. 18-37, 88-103, 160-171; (1775), S. 937.

³ C. F. Aichinger, Einige deutsche Wörter, nach ihrer Herkunft, Aussprache und Rechtschreibung aus den oberdeutschen Mundarten erläutert, Einige Schriften der Altdorfischen deutschen Gesellschaft, Altdorf/Nürnberg 1760, S. 1-18; S. 1.

lassen müssen. Es ist Zeit, sage ich, daß wir den Mund etwas weiter auf-tun, und durch eine kühnere Anforderung uns ein größeres Ansehen zu erwerben suchen. Wir wollen nicht einmal mehr mit einem *voto deliberativo* zufrieden seyn: wir wollen behaupten, daß uns das *votum decisivum* gebühre.

Dieses Zitat und auch die weiteren Ausführungen zeigen den Verfasser entschlossen, das Ansehen der oberdeutschen Mundarten und damit auch das ihrer Sprecher zu steigern und ihnen nicht nur ein Mitspracherecht (*votum deliberativum*), sondern sogar das Entscheidungsrecht (*votum decisivum*) in der Frage der Ausgestaltung der hochdeutschen Standardsprache zu erkämpfen. Auch der Feind, der eine solche nach C. F. Aichingers Meinung gerechte Einstufung der oberdeutschen Mundarten zu seiner Zeit verhindert, ist schon ausgemacht. Heißt es doch gleich im Anschluß⁴ an die oben zitierte Stelle: *Einige Meißner (...) haben sich der richterlichen Gewalt bereits verziehen, vermuthlich darum, weil sie erkannt haben, daß diese uns Oesterreichern, Bayern, Franken, Schwaben und Schweizern zustehe.*

Es geht also um die Meißner, um den beherrschenden Einfluß des Ost-mitteldeutschen, den C. F. Aichinger⁵ in der Absolutheit, wie er von Vertretern dieser Sprachform gefordert wird, nicht anerkennen kann. Gegenüber einer solchen Position will er die Vorzüge der oberdeutschen Mundarten deutlich machen. Dabei ist er⁶ der Meinung, daß in diesem Falle aus taktischen Gründen einige Übertreibung gar nicht schädlich sei, denn Kompromisse könne man immer noch schließen: *Bieten wir zu theuer: vielleicht lassen wir etwas nach.*

Diese Gedankenführung ist für die Argumentation und Formulierung in C. F. Aichingers sprachwissenschaftlichen Arbeiten bezeichnend. Zum einen tritt der Pragmatismus, der aus dem Vorschlag, durch besonders starkes Auftreten den eigenen Verhandlungsspielraum zu vergrößern, spricht, wenn auch nicht so rhetorisch pointiert, in seiner gesamten Arbeit auf. Zum anderen ist der an den gegebenen Zitaten zu bemerkende argumentierende Gesprächsstil kennzeichnend für C. F. Aichingers⁷ Werke.

⁴ Ebenda, S. 1f.

⁵ Man vergleiche C. F. Aichinger, *Unvorgreifliche Vorschläge, die teutsche Bibel nach der Uebersetzung des seel. D. Luthers betreffend, nebst einer Vorrede von den Verdiensten D. Luthers um die teutsche Sprache, Regensburg 1774.*

⁶ *Einige deutsche Wörter, a.a.O., S. 2.*

⁷ Man vergleiche auch die Schlußbemerkung in C. F. Aichinger, *Neue Anmerkungen zum zwölften Stück des schwäbischen Magazins, 1775, Schwäbisches Magazin von gelehrten Sachen auf das Jahr 1776, S. 627-635, 702-710, 780-792, 846-857; S. 857: *salva cuius aliter censendi libertate.**

Das Problem, wie die hochdeutsche Norm in Beziehung zu regionalen Varianten des Deutschen steht, spielt für C. F. Aichinger eine wichtige Rolle: Daraus leitet sich die Berechtigung für die Wahl des Titels dieser Studie ab. Um auch den Untertitel, der auf Herkunft und Lebenszeit C. F. Aichingers Bezug nimmt, gerecht zu werden, soll einleitend kurz von seinen Lebensumständen die Rede sein.

2. **C. F. Aichingers Lebenslauf.** C. F. Aichinger⁸ ist am 13. Dezember 1782 in Sulzbach/Oberpfalz im Alter von 65 Jahren verstorben. Sein Todestag hat sich also zum zweihundertstenmal gejhrt. Sein Geburtstag war der 31. März 1717, sein Geburtsort Vohenstrauß in der Oberpfalz, wo sein Vater, Hans Augustin Aichinger, Weißgerber war. 'Seinen ersten Unterricht erhielt er von dem damaligen Pfarrer in Vohenstrauß, danach war er vier Jahre als Gymnasiast und Alumnus in Regensburg. Von 1735 bis 1738 studierte er in Altdorf, dabei auch die hebräische, chaldäische und syrische Sprache (...) 1741 unterzog er sich in Sulzbach einem Examen in den damals üblichen zehn Fächern (...) Am 14. Juli 1741 übernahm er das Rektorat der Lateinschule in Sulzbach'⁹. Dort heiratete er am 26. September 1741 die Rotgerberstochter Anna Elisabeth Cantzler, mit der er fünf Kinder hatte. Sie starb ein Jahr vor ihm, am 24. Mai 1781. 'Bis 1750 war er dann Rektor dieser Lateinschule und Präzeptor der ersten Klasse. (...) Vom 18. Oktober 1750 bis zum 25. Mai 1777 war Aichinger Stadtprediger (2. Pfarrer) und ab 25. Mai 1777 bis zu seinem Tod (...) Inspektor der evangelischen Kirchen im Sulzbacher Land'¹⁰. C. F. Aichinger war Mitglied der deutschen Gesellschaften in Altdorf, Jena und Mannheim.

Von einigen Schriften C. F. Aichingers war schon die Rede und wird im folgenden noch eingehender zu reden sein. Sein nach Umfang und Bedeutung wichtigstes sprachwissenschaftliches Werk¹¹ liegt in seiner Grammatik 'Versuch einer teutschen Sprachlehre' von 1753/1754 vor. Diese synchronische Grammatik der deutschen Hochsprache von C. F.

⁸ Die Daten in dem folgenden Lebenslauf stammen aus einem noch nicht erschienenen Lexikonartikel über C. F. Aichinger, den mir Prof. Dr. H. E. Brekle, Regensburg, dankenswerterweise zur Verfügung gestellt hat, und aus E. Poppe, C. F. Aichingers 'Versuch einer teutschen Sprachlehre', Hildesheim/ Zürich/ New York 1982, S. 22ff.

⁹ E. Poppe, Aichingers 'Versuch', S. 22.

¹⁰ Ebenda.

¹¹ Versuch einer teutschen Sprachlehre, anfänglich nur zu eigenem Gebrauche unternommen, endlich aber, um den Gelehrten zu fernerer Untersuchung Anlaß zu geben, ans Liecht gestellt, Frankfurt und Leipzig 1754, Nachdruck, mit einem Vorwort von M. Rössing-Hager, Hildesheim/ New York 1972.

Aichingers Zeit spiegelt mehrere Interessen, die den Verfasser bei seiner sprachwissenschaftlichen Arbeit leiten. Zum einen seine praktischen und didaktischen Neigungen¹², die auch mit seiner Berufserfahrung als Lehrer zusammenhängen. Auf sie soll im weiteren nicht besonders eingegangen werden. Zum anderen seine Beschäftigung mit dem 'Hochdeutsch' und seine daraus folgenden Vorstellungen vom angemessenen Aussehen eines 'Hochdeutsch' und seiner Beschreibung. Dieser Punkt, mit dem wir uns im folgenden ausführlicher auseinandersetzen wollen, ist sprachwissenschaftsgeschichtlich vor allem deshalb von Bedeutung, weil sich C. F. Aichinger in dieser Frage grundlegend vom Standardwerk der Zeit, Johann Christoph Gottscheds 'Grundlegung einer deutschen Sprachkunst', die a. 1748 in Leipzig in erster Auflage erschienen war und bis zum Jahre 1762 vier zum Teil veränderte Auflagen¹³ erlebte, unterschied. J. Ch. Gottsched ist der Hauptpräsident derer, die in Fragen der Sprachrichtigkeit strikt den Primat der meißnisch-sächsischen Mundart vertreten, verbunden mit einer besonders deutlichen Ablehnung süddeutscher Varianten.

3. J. Ch. Gottsched, die Oberpfalz und die Reaktion des Oberpfälzers C. F. Aichinger. Schon vor und außerhalb der sprachwissenschaftlichen Auseinandersetzung hatte C. F. Aichinger als Oberpfälzer Grund gehabt, sich über J. Ch. Gottscheds Herablassung zu ärgern. Dieser hatte nämlich im Jahre 1749 aus Anlaß einer offenbar unbequemen Fahrt von Nürnberg nach Regensburg¹⁴ ein Gedicht über die Oberpfalz¹⁵ mit dem Titel 'Klag-Lied des Herrn Professors Gottsched über das rauhe Pfälzerland in einer Abschieds-Ode' geschrieben. Es hebt folgendermaßen an¹⁶:

*Gehab dich also wohl. Du raubes Pfälzerland!
Dein Felsenreicher Grund ist mir nunmehr bekannt:
Bekannt, doch auch verhaßt. Von deinen barten Steinen
Komm ich, Gott Lob! dießmal annoch mit ganzen Beinen.*

¹² Sieh weiter unten.

¹³ Hier wird zitiert nach folgender Ausgabe: J. Ch. Gottsched, Vollständigere und neuerläuterte Deutsche Sprachkunst, nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und itzigen Jahrhunderts abgefasst, und bey dieser fünften Auflage merklich verbessert, Leipzig 1762, Nachdruck als Band VIII, Teil 1,2 und 3 von: J. Ch. Gottsched, Ausgewählte Werke, herausgegeben von P. M. Mitchell, bearbeitet von H. Penzl, Berlin 1980.

¹⁴ Man vergleiche E. Poppe, Aichingers 'Versuch', S. 23ff.; E. Poppe, Gottsched und die Oberpfalz, Die Oberpfalz 67 (1979) S. 33-38.

¹⁵ J. Ch. Gottsched, Ausgewählte Werke, I, herausgegeben von J. Birke, Berlin 1968, S. 406-413.

¹⁶ Ebenda, S. 406.

*Du, hobler Wege Schlund; du, steiler Berge Graus,
Du, dicker Wälder Wust, du, kalter Winde Straus,
Der du beständig scheinst, dem Sommer Trotz zu biethen,
Der Himmel wird vor euch mich künftig wohl behüten.*

In ihm wird nicht nur die Gegend als solche mit den über Jahrhunderte zusammengetragenen Mitteln der Dichtung und Rhetorik als ein *locus non amoenus* geschildert, dem die Vorzüge der *Gepriesne[n] Meißnerflur* gegenübergestellt¹⁷ werden, wobei Flachheit zum Hauptvorzug und letztlich zum Ideal für die ganze Welt erklärt¹⁸ wird:

*Sagt, die ihr der Natur bestimmtes Schicksal wißt,
Wie lange währt es noch, bis alles eben ist?
Bis aller Berge Sand und Staub die See getrunken,
Und aller Felsen Klump im Boden ist versunken?
Wie flach, wie rund, wie schön, wird dann der Erdball seyn!
Wie wenig fragt alsdann der Mensch nach Fels und Stein!
Auch Gemen werden dann auf keinen Klippen wohnen,
Und selbst der Jäger wird sie mit der Jagd verschonen.*

Es werden sodann¹⁹ auch die Bewohner in einer Weise charakterisiert, daß ihre von ihm geschilderte moralische Verkommenheit ihn gar so weit bringt²⁰, am Kernspruch der Aufklärung von der besten aller möglichen Welten zu zweifeln:

*Behauptet, wie ihr wollt, ihr weisen neuer Zeit,
Dieß sey die beste Welt, nach schärfster Möglichkeit.
Bevor ihr dieses lehrt, (so dacht ich oft mit Flehen)
Müßt ihr ein armes Land voll Berg und Bettler sehen.
Kommt, seht nur erst allhier die wilden Klippen stehn,
Und Felsen mit der Stirn bis in die Wolken gehn.
Kommt, seht nur hin und her, die schlecht bewobnten Thäler,
So sprecht ihr Zweifelsfrey: Die Welt ist voller Fehler!*

Nach dem Bisherigen kann es kaum mehr verwundern, daß J. Ch. Gottsched auch die Sprache der Oberpfälzer nicht zusagt. Einerseits habe sie ihm noch nie gefallen, und sie passe zudem²¹ ganz zu der üblen Landschaft:

*Apollo wich mit Fleiß aus dieser frechen Flur,
Warum? sie wies ihm nicht die Schönheit der Natur.
Sie ist der Schreibart gleich, die von den Alpen stammet,
Raub, böckricht, hart und steif; wie er sie stets verdammet.*

¹⁷ Ebenda.

¹⁹ Ebenda, S. 408.

²¹ Ebenda, S. 407.

¹⁸ Ebenda, S. 411.

²⁰ Ebenda, S. 408f.

Man interpretiert gewiß nicht nur böswillig, wenn man hier in Apoll, dem Kulturbringer, ein *alter ego* des Meißner-Apoll J. Ch. Gottsched sieht, während die Oberpfälzer zusätzlich noch der Herrschaft Pans, der auf *beischern Röhren brauset*, unterstellt²² werden. So flieht J. Ch. Gottsched denn auch in panischem Schrecken vor ihnen, bis er Regensburg und die Donau erreicht, deren Lieblichkeit er dann preist.

C. F. Aichinger läßt im Jahre 1750 dem Gottschedschen Gedicht eine Antwort folgen, die den Titel 'Bemühung der Oberrn Pfalz, den Zorn des Herrn Prof. Gottscheds zu besänftigen' trägt. In diesem Gedicht²³ wendet eine personifizierte Oberpfalz J. Ch. Gottscheds Kritik an ihr in eine an seiner eigenen Beschränktheit. C. F. Aichingers Oberpfalz²⁴ schlägt J. Ch. Gottsched vor, er solle die Reise nochmal machen, weil er sie doch sicher bei Nacht unternommen und so die Schönheiten der Oberpfalz nicht gesehen habe:

*Wie hast Du dann bey mir die Stunden zugebracht?
Du schlieffst vielleicht bey Tag, und zogest bey der Nacht:
Sonst hätt ich Deinem Aug bekannter werden müssen.*

Außerdem hätte er, wenn er selber etwas großzügiger gewesen wäre, das Land nicht als eines von Räubern und Bettlern²⁵ erlebt:

*Hast Du mehr Reisen vor: so nimm auf vierzig Meilen
Fünf gute Groschen mit. Gib sie den Bettlern hin,
Und schlage den Verlust mit Großmuth aus dem Sinn:
So wird die Glut des Zorns Dich nimmer so ergreifen,
Und Du wirst nicht so grob mit Obrigkeiten keiffen.*

Auf die Art der Oberpfälzer Mundart geht C. F. Aichinger nicht genauer ein. Er erkennt aber den Vorzug der Meißner, Sachsen und Franken an, was die Zahl von publizierten Schriften angeht. Er bemerkt²⁶ aber immerhin, daß auch die Oberpfälzer im Prinzip durchaus mit solchen Publikationen konkurrieren können:

*Und dennoch hab ich schon viel Männer abgeschickt,
Die ein recht hoher Ruhm bey den Gelehrten schmückt.
Wann diese nun bey Dir nach Würden etwas gelten:
So nimm mit mir vorlieb, und lasse von dem Schelten.*

²² Ebenda.

²³ C. F. Aichinger, *Bemühung der Oberrn Pfalz, den Zorn des Herrn Prof. Gottscheds zu besänftigen*, o.O. 1750; man vergleiche auch E. Poppe, *Aichingers 'Versuch'*, S. 23, besonders Anmerkung 8; E. Poppe, *Die Oberpfalz 67 (1979)* S. 33ff.

²⁴ C. F. Aichinger, *Bemühung der Oberrn Pfalz*, S. 4.

²⁵ Ebenda, S. 11.

²⁶ Ebenda, S. 13.

4. **Das Oberpfälzische und die Form des Hochdeutschen.** Diese frühe Reaktion C. F. Aichingers auf J. Ch. Gottscheds Gedicht ist interessant, weil sie, im Zusammenhang mit der zu Anfang zitierten Schrift vom Jahre 1760, die Auseinandersetzung des Süddeutschen und Oberpfälzers C. F. Aichinger mit dem mitteldeutschen Normanspruch J. Ch. Gottscheds und mit J. Ch. Gottsched selbst als ein durchgehendes Thema der wissenschaftlichen und publizistischen Tätigkeit C. F. Aichingers ausweist. Im folgenden soll nun anhand C. F. Aichingers 'Versuch einer teutschen Sprachlehre' der Nachweis erbracht werden, daß dieser Auseinandersetzung weniger regionaler Eigensinn und persönliche Eitelkeit²⁷ zugrundeliegen, als vielmehr ein grundsätzlich anderes Verständnis von Hochsprache, vom Verhältnis der verschiedenen Mundarten zur hochsprachlichen Norm sowie auch von Sinn, Zweck und Methode einer grammatischen Beschreibung.

a) **J. Ch. Gottscheds Auffassung vom Hochdeutschen.** J. Ch. Gottsched äußert sich gleich zu Beginn seiner 'Deutschen Sprachkunst' programmatisch zu dem in Frage stehenden Problem. Der erste Paragraph²⁸ lautet:

Eine Sprachkunst überhaupt ist eine gegründete Anweisung, wie man die Sprache eines gewissen Volk nach der besten Mundart desselben, und nach der Einstimmung seiner besten Schriftsteller, richtig und zierlich, sowohl reden als schreiben solle.

Als Kriterien für richtiges Hochdeutsch benutzt J. Ch. Gottsched also erstens die *beste Mundart* und zweitens die *besten Schriftsteller*. Wenn noch Zweifelsfälle bleiben, wird drittens²⁹ die *Analogie* herangezogen. Des weiteren charakterisiert er³⁰ *den rechten Kern* des Hochdeutschen als *eine gewisse eklektische, oder ausgesuchte und auserlesene Art zu reden, die in keiner Provinz völlig im Schwange geht*. Das klingt wie die Forderung, das Hochdeutsche als eine Art Ausgleichssprache für den deutschen Sprachraum zu verstehen und scheint damit in einer Tradition

²⁷ Man vergleiche den Versuch aus der Umgebung J. Ch. Gottscheds, C. F. Aichingers Kritik als die Reaktion eines beleidigten Oberpfälzers zu interpretieren; E. Poppe, Aichingers 'Versuch', S. 29; zur sonstigen Bewertung C. F. Aichingers vergleiche man M. H. Jellinek, Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung, I, Heidelberg 1913, S. 160f., sowie das Vorwort von M. Rössing-Hager zum Nachdruck von C. F. Aichingers 'Versuch'.

²⁸ J. Ch. Gottsched, Deutsche Sprachkunst, S. 37.

²⁹ Ebenda, S. 40; man vergleiche M. H. Jellinek, Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik, S. 238f.

³⁰ Deutsche Sprachkunst, S. 38.

zu stehen, wie sie Name und Werk Justus Georg Schottels³¹ ein Jahrhundert früher exemplarisch repräsentiert hatten. Dieser und seine Nachfolger stehen aber in der Diskussion ihrer Zeit für eine Position, die sich gegen eine Vorherrschaft des Meißnischen wendet. Von diesen Vorgaben her muß es erstaunen, daß J. Ch. Gottsched, der schon seinen Zeitgenossen 'als Vorkämpfer des Meißnischen'³² galt, sich im Schottelschen Sinne äußern sollte. Es läßt sich aber zeigen, daß er sich nur deshalb so ausdrückt, weil er die gehobene meißnische Umgangssprache ohnehin für die ideale Realisierung einer solchen Ausgleichssprache hält. Nur so ist sein Verweis auf die beste Mundart und die besten Schriftsteller sinnvoll. Und nur so können verschiedene allgemeine Ansprüche an die Hochsprache direkt auf das Meißnische bezogen werden. Es heißt³³ zum Beispiel in § 3 der Einleitung:

Die beste Mundart eines Volkes ist insgemein diejenige, die an dem Hofe, oder in der Hauptstadt eines Landes gesprochen wird. Hat ein Volk mehr als einen Hof (...), so ist die Sprache des größten Hofes, der in der Mitte des Landes liegt, für die beste Mundart zu halten.

Dieses Postulat wird später bruchlos auf Sachsen angewendet, wobei auch das zusätzliche Postulat, daß auch die Sprache der Gegend, wo man sich am meisten um die Sprache gekümmert habe, einbezogen werden müsse³⁴, zu keinen Schwierigkeiten führt. Ebenso deutlich wie die herausragende Rolle des Obersächsischen wird auch die mindere Qualität der anderen Mundarten angesprochen. J. Ch. Gottsched³⁵ hält es für unbestreitbar, daß *das eigentliche so genannte Obersachsen, oder Meißen, die beste Mundart im Deutschen behaupten könne*. Die Gegenmeinung anderer Mundarten, *sie hätten eben soviel Recht und Ansehen in der Sprache*, betrachtet er³⁶ als unhaltbar und sich selbst für geeignet, diese Frage *sine ira et studio* zu entscheiden, da er *kein Meißner von Geburt und Auferziehung, sondern in männlichen Jahren erst hieher gekommen* sei.

J. Ch. Gottsched versteht unter Hochdeutsch eindeutig das Meißnische, und sein Verständnis von Ausgleichsmundart besteht im wesentlichen

³¹ Ausführliche Arbeit Von der Teutschen HauptSprache, Braunschweig 1663, Nachdruck Tübingen 1967.

³² M. H. Jellinek, Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik, S. 234.

³³ J. Ch. Gottsched, Deutsche Sprachkunst, S. 38; man vergleiche auch E. Poppe, Aichingers 'Versuch', S. 67ff., und M. H. Jellineks Einschätzung dieses 'einfältigen geographischen Arguments', Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik, S. 238.

³⁴ M. H. Jellinek, Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik, S. 238.

³⁵ Deutsche Sprachkunst, S. 460.

³⁶ Ebenda, S. 461.

darin, daß er³⁷ seine Form des Hochdeutschen auch außerhalb Meißen und der näheren Umgebung für akzeptiert hält. Entsprechend ist seine Bestimmung³⁸ der besten Schriftsteller: Sie hätten sich stillschweigend seinen Regeln angepaßt, obwohl sie *nicht eben alle aus derselben Landschaft gebürtig* seien. Bei der Aufzählung und sonstigen Erwähnung solcher Autoren stellt sich aber heraus, daß sie ausschließlich aus Mitteldeutschland und Norddeutschland³⁹ stammen. Wird schon daraus deutlich, daß J. Ch. Gottsched allenfalls 'mitteldeutsche' und 'norddeutsche' Varianten für hochsprachlich relevant hält, so wird die entsprechende negative Bewertung 'süddeutscher' Varianten an vielerlei Bemerkungen deutlich. Welche praktischen Auswirkungen das hat, soll an einem Beispiel gezeigt werden. Es geht dabei⁴⁰ um den Wohlklang der besten im Vergleich mit dem Klang der *abweichenden schlechtern Mundarten der übrigen Provinzen*:

In der einen Landschaft verbeißt man zu viele Selbstlauter, und zieht die Wörter zu kurz zusammen, daß sie also, von der Menge aneinanderstoßender Mitlauter, hart und raub werden c). In einer andern machet man fast aus allen Selbstlautern Doppellaute; und auch dieses machet den Klang der Wörter sehr fürchterlich d). (...) Und durch alle diese Fehler wird eine Sprache unangenehm. Die Mundarten deren Landschaften, die zunächst an Wälschland und Frankreich stoßen, haben auf diese Art, die deutsche Sprache bey unsern Nachbarn in übeln Ruf gebracht.

c) Z.E. in gewissen Provinzen spricht man nicht gewiß, sondern gwiß, ja wohl gar kwiß; nicht Geduld, sondern Gduld, oder gar Kduld; anstatt zu hart, zu groß; z'hart, z'groß; u.d.m. Ist das nun nicht hart?

d) (...) In Schwaben, Bayern, Salzburg und weiter nach der Gränze, spricht man für Licht, Liecht, für Fuß, Fueß, für Mutter, Muetter, für Kaiser, Koaser [sic!] für Bein, Boan⁴¹.

Offensichtlich geht es hier um Besonderheiten des Bairischen sowie gegebenenfalls weiterer oberdeutscher Mundarten. Ohne weitere Belege im einzelnen aufzuführen, läßt sich an einer entsprechenden Zusammenstellung, die H. Penzl⁴² im Kommentar seiner Ausgabe der Gottschedschen Sprachkunst aufführt, ablesen, daß der Großteil der Kritik an regionalen Abweichungen die oberdeutschen Mundarten betrifft.

³⁷ Ebenda, S. 47; man vergleiche auch ebenda, Teil 3, Kommentarband, S. 167.

³⁸ Deutsche Sprachkunst, S. 39.

³⁹ Sieh M. H. Jellinek, Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik, S. 237f.

⁴⁰ Deutsche Sprachkunst, S. 44.

⁴¹ Ebenda, S. 52f.

⁴² Ebenda, Teil 3, S. 184; zum ganzen sieh auch E. Poppe, Aichingers 'Versuch', S. 67ff.

b) C. F. Aichingers Konzept einer mundartübergreifenden Ausgleichssprache. Genau wie J. Ch. Gottsched will auch C. F. Aichinger in seiner Grammatik Anweisungen für einen korrekten Gebrauch des Hochdeutschen geben, und nicht nur für den eines gereinigten Oberpfälzischen oder sonst einer engerräumigen Umgangssprache. Seine Grammatik erscheint fünf Jahre nach der J. Ch. Gottscheds. So hat C. F. Aichinger die Möglichkeit, zu J. Ch. Gottscheds Ansichten direkt Stellung zu nehmen, und diese Stellungnahme weicht, was die Frage der Bewertung der regionalen Differenzierung und ihres Einflusses auf die Hochsprache angeht, deutlich von J. Ch. Gottscheds Meinungen ab. So schreibt C. F. Aichinger⁴³ in seinem Vorwort: *Vielleicht ist derohalben meine Grammatik eben darum desto teutscher, weil sie weniger Meißnisch ist.*

Diese Feststellung, deutlich gegen J. Ch. Gottscheds Normierung gerichtet, weist C. F. Aichingers Überzeugung aus, daß es zu einfach gedacht ist, wenn man eine regional beschränkte Sprachform zur besten Mundart erklären⁴⁴ will. Dieses Argument benutzt C. F. Aichinger⁴⁵ auch in dem zu Beginn dieses Beitrags zitierten Aufsatz, wenn er den Erfolg der Lutherschen Sprache davon herleitet, daß sie der typische Fall einer Ausgleichssprache zwischen verschiedenen Mundarten gewesen sei, die ihre Merkmale nicht nur aus einer Provinz genommen, sondern auch auf den Gebrauch der anderen geachtet habe: *In D. Luthers (...) Schriften (...) findet man viele Ausdrücke, welche der noch jetzt üblichen oberdeutschen Mundart völlig gemäß sind, zu dieser Zeit aber in Sachsen auch bey gemeinen Leuten schwerlich mehr gehöret werden.*

Ein ähnliches Prinzip sollte nach seiner Ansicht auch für die neuere Zeit gelten. Die Schrift- und Umgangssprachentwicklung könne nicht an den Unterschieden im Gebrauch der Sprache im Gesamtverbreitungsgebiet der angestrebten Hochsprache vorübergehen. In Streitfragen, die sich auf diese Frage beziehen, plädiert C. F. Aichinger⁴⁶ infolgedessen für Liberalität:

In welchen Sachen die Provinzen Teutschlandes zu sehr getheilt sind, muß man jeder ihre Freiheit lassen, so lange nicht aus der Etymologie oder Analogie erwiesen werden kann, welche Art die beste sey. (...) Eine einzele Provinz aber kann die andere nicht commandiren: und ein

⁴³ Versuch einer teutschen Sprachlehre, S. XIV; die Vorrede ist im Druck nicht numeriert, die Seiten wurden ab dem Titel 'Vorrede' (= I) durchgezählt; sieh auch E. Poppe, Aichingers 'Versuch', S. 69ff.

⁴⁴ Diese Kritik übt besonders Ch. M. Wieland in einer entsprechenden Auseinandersetzung mit J. Ch. Adelung; sieh M. H. Jellinek, Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik, S. 374f.

⁴⁵ Einige deutsche Wörter, a.a.O., S. 3.

⁴⁶ Herrn Carl Fridrich Aichingers ... Anmerkungen, 1776, S. 89.

Grammaticus darf den Teutschen mit einander nicht zumuthen, nach seinem Gutdünken etwas anzunehmen, das aller Gewohnheit zuwider ist.

Wenn sich auch C. F. Aichinger auf den *deus ex machina* der Analogie und auf die Etymologie, die nach seiner Meinung häufig für die ältere Form der süddeutschen Schriftsprache entscheiden würde, beruft, so ist er in der Anerkennung des tatsächlichen Sprachgebrauchs wesentlich liberaler als J. Ch. Gottsched. Daß es dabei nicht um eine Übernahme von Provinzialismen in die Hochsprache gehen soll, macht C. F. Aichinger mehrmals klar. So stellt er⁴⁷ in bezug auf Unterschiede in der Vokalausprache verschiedener Dialekte fest: (...) *so geht uns dieses eigenthümliche einer Provinz weiter nichts an, als daß wir uns darüber verwundern.*

Wenn so Dialektales nicht unmittelbar in die Hochsprache eingeht, führen die Dialekte aber doch ein als solches nicht tadelnswertes Eigenleben. Weiter folgt⁴⁸ aber auch daraus, daß keine regionale Sprachform mit der Hochsprache identisch ist:

Es ist eine gewisse wesentliche teutsche Sprache, welche vielleicht an keinem Orte im gemeinen Leben so vollkommen gesprochen wird, daß nicht auch die beste Mundart in einigen Stücken davon abweiche. Man pflegt sie also nur in öffentlichen Reden und in Schriften auszudrücken.

Infolgedessen kann C. F. Aichinger⁴⁹ auch den Vorwurf zurückweisen, es sei ganz unerträglich, aus der obern Pfalz eine teutsche Grammatik zu sehen, denn zwar weiche die oberpfälzische Mundart vom Hochdeutschen ab, aber auch das Meißnische⁵⁰, denn J. Ch. Gottsched selbst findet in Meissen provincialismos (...), und andre Leute freylich noch mehr, als er. Es sei überhaupt fast unmöglich⁵¹, alle eigne Wörter und Ausdrückungen desjenigen Landes, in welchem man geboren oder daheim ist, vom allgemeinen Teutschen zu unterscheiden. Deshalb müßten Forscher aus den verschiedenen deutschen Sprachlandschaften zur Ausgestaltung des Hochdeutschen beitragen. Wenn dabei im einzelnen voneinander abweichende Beschreibungen zustandekämen, so sei erst aus dem Vergleich⁵¹ die angemessene Form des Hochdeutschen zu erkennen:

Ich kann aber auch geschehen lassen, daß, wenn einige, wie ich gehört habe, die Gottschedische Grammatik nur eine Meißnische nennen, sie

⁴⁷ Ebenda, S. 161.

⁴⁸ C. F. Aichinger, Unvorgreifliche Vorschläge, S. 5; zitiert nach E. Poppe, Aichingers 'Versuch', S: 74.

⁴⁹ Versuch einer teutschen Sprachlehre, S. VI.

⁵⁰ Ebenda, S. VII.

⁵¹ Ebenda, S. XIV.

die meinige nur für eine Oberpfälzische gelten lassen. So dann wird zu wünschen seyn, daß nun nach uns beiden noch ein Schwab, ein Frank, ein Rheinländer, ein Westphälinger, ein Niedersachs, ein Pommer und ein Schlesier, jeder eine Grammatik schreibe; Herr Prof. Gottsched aber so lange lebe, daß er sie alle gegeneinander halten, und eine vollkommen allgemeine teutsche Sprachkunst herausziehen könne.

Der Hinweis auf J. Ch. Gottsched in diesem Zitat hat zwei Funktionen: Einerseits erkennt C. F. Aichinger seine Autorität insgesamt durchaus an. Andererseits ist er von der Gründlichkeit und Überlegenheit von J. Ch. Gottscheds sprachwissenschaftlichen Arbeiten nicht völlig überzeugt. Das kommt in weiteren ironischen Anspielungen⁵² zum Ausdruck:

Denn die Mühe, allerley Kleinigkeiten aufzulesen, ist keine Sache für grosse Gelehrte. Die Gedult, so hierzu nöthig ist, ist ihnen nicht aufzubürden. Sie rafften entweder alles auf, was ihnen unter die Hände kommt, oder sie lassen was liegen, oder sie klauben nicht alles genau auseinander.

Tatsächlich weist C. F. Aichinger J. Ch. Gottsched in seiner Grammatik eine Vielzahl von Ungenauigkeiten und Irrtümern⁵³ nach. Er⁵⁴ zitiert ihn aber auch durchaus lobend, zum Beispiel was seine Verdeutschung der lateinischen grammatischen Termini angeht.

Obwohl C. F. Aichinger das Hochdeutsche mit keiner einzelnen Mundart identifiziert, erkennt er⁵⁵ doch dem Obersächsischen aufgrund der historischen Entwicklung einen gewissen Sonderstatus zu. Wenn er so die historisch gewachsene Ähnlichkeit der mitteldeutschen Mundarten mit der Hochsprache akzeptiert, was ihm als süddeutschem Protestanten zweifellos leichter fiel als manchem seiner katholischen Zeitgenossen⁵⁶, so erwartet er im Gegenzug aber auch die Anerkennung der süddeutschen Schriftsprachtradition und erhofft sich im Ausgleich der verschiedenen Traditionen einen rationalen und gerechten Fortschritt in Richtung Hochsprache. Diese bildungsoptimistische Haltung entspricht auch den praktischen Zwecken, zu denen er seine Grammatik schreibt. Er selbst gibt drei zeitlich aufeinander folgende, sachlich einander überlappende Motivationen an: Zunächst habe er aus Interesse auffällige sprachliche

⁵² Ebenda, S. XV.

⁵³ Sieh zum Beispiel ebenda, S. 33, 49, 86, 94, 108, 122, 128, 134, 148, 158, 169, 175, 181f., 190, 251, 266, 280, 288, 330, 335, 366.

⁵⁴ Ebenda, S. 123f., 125, 126f., 161.

⁵⁵ Ebenda, S. VIII.

⁵⁶ Zu nennen wäre etwa Pater A. Dornblüth, ein Benediktiner aus Gengenbach, den auch J. Ch. Gottsched, Deutsche Sprachkunst, S. 47, namentlich angreift; sieh ebenda, Teil 3, S. 161.

Erscheinungen für sich selbst gesammelt. Zum zweiten habe er an eine Anweisung für seine Schüler, die im Deutschen mehr Fehler als im Lateinischen machten, gedacht. Schließlich habe er ganz allgemein eine Gebrauchsgrammatik für den, der sich über das Hochdeutsche informieren wolle, im Auge gehabt. In diesem Punkt konkurriert er⁵⁷ mit J. Ch. Gottsched, glaubt aber, Wichtiges über diesen hinaus zu sagen zu haben. C. F. Aichingers insgesamt didaktisches Konzept bringt ihn zur Beschäftigung mit dem gegenwärtigen Sprachgebrauch in den verschiedenen Regionen Deutschlands. Von daher ist auch sein Interesse für die Mundarten zu sehen: Im Sinne einer möglichst vollständigen Beherrschung des Hochdeutschen ist auch festzustellen, was als ein Fehler zu gelten hat, der von der jeweiligen regionalen Mundart kommt. So ist zwar Mundartgebrauch prinzipiell eine Fehlerquelle für den Gebrauch der Hochsprache, das führt aber, wie oben schon angedeutet, nicht zur Abwertung der Dialekte insgesamt. Vielmehr gelten die Mundarten in sich als richtig, Abweichungen vom hochsprachlichen Usus zwar als auffällig, nicht aber als unschön oder etwas dergleichen. Aufgrund dieser grundsätzlich unvoreingenommenen Einstellung ist es C. F. Aichinger auch durchaus möglich, mit mundartlichen Formen für oder gegen die Berechtigung einer hochsprachlichen Form zu argumentieren. Insbesondere führt er die Richtigkeit bestimmter Formen darauf zurück, daß sie einem älteren mundartlichen Zustand entsprächen und von daher gerechtfertigt wären.

Aus der differenzierten Sicht des Status von Dialekt und Hochsprache und der Verhältnisse zwischen ihnen, wie sie gerade angedeutet wurde, ergibt sich für das praktische Vorgehen C. F. Aichingers, daß die Benutzung und Darstellung mundartlicher Formen und Verhältnisse im Zusammenhang seiner Grammatik mehrere verschiedene Funktionen hat:

(1) Mundartliches kann aufgeführt werden, um auf die unterschiedliche Entwicklung von Schriftsprache und Dialekten hinzuweisen. Die Unabhängigkeit von Schriftsprachentwicklung und Mundartentwicklung belegen Fälle wie die Diskussion um die Schreibung und Aussprache des *ei*-Lauts. Hier stellt C. F. Aichinger⁵⁸ der Einheitlichkeit der hochsprachlichen Realisation die unterschiedliche mundartliche Grundlage gegenüber: *Das ist wohl bekannt genug, daß in Meissen das ei sehr oft laute wie ee: wo es nehmlich bey den Pfälzern wie oi, bey den Bayern wie oa, bey den Nürnbergern fast wie a klinget. Z.B. heissen, heessen, hoissen, hoassen, bassen.*

⁵⁷ Versuch einer teutschen Sprachlehre, S. V.

⁵⁸ Ebenda, S. 24.

(2) Es kann auch dazu dienen, den Wert der jeweils eigenen Tradition zu betonen, ob sie nun mit der Hochsprache zusammenstimmt oder nicht. Obwohl im einzelnen die Abgrenzung zu (1) schwierig sein kann, ist hier doch anzumerken, daß in dieser Funktion regionale Abweichungen unter bestimmten Bedingungen toleriert werden können. Sicher hierher gehören folgende Fälle⁵⁹:

Freylich hat hierinnen eine Mundart von der andern etwas unterschiedenes. Die Meißner sprechen: schlafen, strafen, kaufen, u.d.g. eben so, wie sie in grossen, Füsse, u.d.g. die Selbstlauter (...) dehnen. (...) Aber es muß uns übrigen Teutschen so wohl, als den Meißnern erlaubt seyn, in solchen einzelnen Wörtern uns nach unsrer Aussprache zu richten.

Besonder ist, daß in Bayern, einem Theil Frankens, und vermuthlich in mehrern obern Provinzen das imperfectum indicativi, so man nach dieser Länder Mundart redet, gar nicht im Gebrauch sey: ob gleich jeder man dasselbe, so es geredet oder geschrieben wird, wohl versteht⁶⁰.

Das uo und ue haben viele der Oberpfälzer nicht, sondern kehren es, wie etliche der Franken, um, und machen ou draus, als: Brouder, gout⁶¹.

(3) Mundartliche Formen können als hochsprachlich falsch bezeichnet werden. Hierzu finden sich die meisten Fälle, bemerkenswert ist, daß eben auch das Meißnische oft für Abweichungen erhalten⁶² muß:

Man wird in Sachsen einen Oberpfälzer auslachen, wenn er nach seiner Art Kopff u.d.g. Wörter gedehnt ausspricht. Es hat aber solche Aussprache wirklich eine Entschuldigung, wenn man Kopf schreibt: und es kann ihr nicht besser vorgebeuget werden, als durch die Verdoppelung des hintern Mitlauters.

Zwischen los, wenn es ledig oder leichtfertig heißt, soll das bey dem letztern angehängte e den Unterschied machen. Allein alle adiectiva, die ein solch e haben, sind auf meißnisch geschwänzt. (...) Wenn das Frauenzimmer in Leipzig das Wort los öffter im letztern als erstern Verstande braucht: so muß man nicht gleich meinen, das e stehe der letztern Bedeutung eigentlich zu⁶³.

Die Meißner hängen den meisten adiectivis ein überflüssiges e an als: enge, gerade, herbe, schöne, weise. Doch man warte mit diesem e, bis sie declinirt werden; eher wollen sie es bey uns übrigen Teutschen nicht haben⁶⁴.

⁵⁹ Ebenda, S. 35.

⁶⁰ Ebenda, S. 293.

⁶¹ C. F. Aichinger, Herrn Carl Fridrich Aichingers ... Anmerkungen, 1776, S. 98.

⁶² C. F. Aichinger, Versuch einer teutschen Sprachlehre, S. 38.

⁶³ Ebenda, S. 87.

⁶⁴ Ebenda, S. 230.

*Herr Pr. Gottsched thut binzu: Floß, Gras, Halm, Fleck, Kreuz, Klotz, Kloß, Klumpf, Pflock, Rand, Schild, Strauß und Spreu: welche wohl in Meissen, aber nicht anderwärts den pluralem auf er haben mögen. Ich aber setze Vieh drunter, dem Herr Gottsched den pluralem abspricht: denn wenigstens in Bayern spricht man: die Vieher, bruta*⁶⁵.

(4) Mit Hilfe mundartlicher Formen wird entschieden, welche Form als die hochsprachliche gelten soll. In diesem Sinn bestätigend wird Dialektales etwa in folgenden Fällen⁶⁶ zitiert:

Hoffart schreibt Herr Gottsched, weil er diesem Worte die Bedeutung der hoffenden Art zueignet: welches aber fast zu philosophisch ist. Andre meinen es heisse so viel, als die Art des Hofes: es ist ihnen aber die Aussprache zuwider. Ich stimme denen bey, die Hoffart und Hoffahrt für einerley halten: und ein Oberpfälzter merkt aus seiner Mundart, daß sich zu der Ausdrückung dieses Wortes, (Haoffert,) keine als die letzte Vermuthung schicke.

*Nehren an Statt nähren ist eben nicht zu verwerffen. Die Bayrische Mundart ist für das erstere: denn da wird das e in i verwandelt, wie in kehren, wehren, u.d.g. Nahrung, nahrhaft, kommen davon her, und können ihrem Stammworte kein Gesetz geben*⁶⁷.

*Herr Pr. Gottsched spricht auch: die Kragen: bey uns aber sagt man Krägen. Es mögen wohl mehrere drunter seyn, die man unbeständig braucht*⁶⁸.

Vom heutigen Wissensstand her betrachtet sind zwar die Beispiele von unterschiedlichem Wert, dennoch ist neben der Richtigkeit von Beobachtungen⁶⁹ bemerkenswert, wie C. F. Aichinger tatsächlich versucht, einen Ausgleich zu realisieren. Dazu paßt auch die Neigung C. F. Aichingers, Alternativlösungen⁷⁰ zuzulassen. Ein solcher Vorschlag hatte aber offensichtlich beim damaligen Stand der Entwicklung zur Einheitssprache keine Chance mehr.

In der aktuellen Auseinandersetzung mit dem vor allem durch J. Ch. Gottsched repräsentierten meißnischen Normanspruch führt C. F. Aichingers Bemühen um Ausgleich und Liberalität tendenziell zu einer Zurückdrängung meißnischer Eigenheiten zugunsten von oberdeutschen,

⁶⁵ Ebenda, S. 219.

⁶⁶ Ebenda, S. 48; sich auch die Etymologien in C. F. Aichinger, *Einige deutsche Wörter*, a.a.O.

⁶⁷ C. F. Aichinger, *Versuch einer teutschen Sprachlehre*, S. 53.

⁶⁸ Ebenda, S. 204.

⁶⁹ Man vergleiche das Beispiel *Hoffart*.

⁷⁰ Sieh auch C. F. Aichinger, *Herrn Carl Fridrich Aichingers ... Anmerkungen*, 1776, S. 89, wo auf solche Verhältnisse 'in der Declination und dem genere nominum' hingewiesen wird.

deren besonders negative Einschätzung durch J. Ch. Gottsched er natürlich nicht teilen kann. Das zeigt zum Beispiel seine Stellungnahme⁷¹ zum Vorwurf der Härte gegenüber den oberdeutschen Mundarten, den, wie oben dargelegt, auch J. Ch. Gottsched erhoben hatte:

Man wendet ein, solche Häuffung der Consonanten mache den Ausländern unsere Sprache verdrießlich, und sie nehmen dabey Anlaß, sie hart und barbarisch zu schelten. Das ficht mich nicht an: denn ich habe auch die Freyheit, von ibren Sprachen, z.B. von der frantzösischen, zu urtheilen, was ich will. (...) Aendern wohl die Polacken uns zu Liebe ihre barten Wörter, als: Mscislaw, Przemysl, u.d.g. da sie dieselben, ohne ihre Zunge zu verrenken, aussprechen können? Warum sollen dann wir den Franzosen auch in diesem Stuck nachgeben, daß wir ibrenthalben unsrer Sprache Gewalt anthun?

Diese Stellungnahme läßt sich in zwei Punkten auf generelle Prinzipien von C. F. Aichingers grammatischen Arbeiten beziehen. Der erste hat uns in unserer bisherigen Argumentation nicht beschäftigt, bezeichnet aber eine Qualität, die C. F. Aichingers Grammatik durchgehend auszeichnet. Er ist in ihr bemüht, eine dem Deutschen adäquate grammatische Beschreibung zu liefern und nicht auf die Beschreibung anderer Sprachen Rücksicht zu nehmen⁷², wo das den Verhältnissen des Deutschen nicht entspricht.

Der zweite Punkt betrifft unsere bisherige Argumentation. Was das Verhältnis von Mundart und Hochsprache angeht, kann man C. F. Aichinger nicht so einfach auf die Förderung oberpfälzischer oder auch oberdeutscher Merkmale⁷³ festlegen. Vielmehr ist bei ihm das Bemühen zu erkennen, einen Ausgleich zwischen den verschiedenen regionalen Varianten zu erreichen. Noch deutlicher als in seiner Grammatik zeigt sich das womöglich in seinen Diskussionsbeiträgen⁷⁴ in 'Herrn Carl Fridrich Aichingers, Stadtpredigers zu Sulzbach in der obern Pfalz Anmerkungen zu den grammatikalischen Abhandlungen im schwäbischen Magazin, beantwortet von dem Verfasser gedachter Abhandlungen, und mit kurzen Noten begleitet von Herrn Fulda'. Sowohl Friedrich Carl Fulda, als auch der im Titel nicht namentlich genannte Verfasser der

⁷¹ C. F. Aichinger, Versuch einer teutschen Sprachlehre, S. 38f.

⁷² Zum Beispiel der Vorwurf gegen J. Ch. Gottsched wegen der vom Lateinischen übernommenen Kasus; sieh C. F. Aichinger, Versuch einer teutschen Sprachlehre, S. 128.

⁷³ So zum Beispiel H. Eggers, Deutsche Sprachgeschichte IV. Das Neuhochdeutsche, Reinbek 1977, S. 82.

⁷⁴ Sieh Anmerkung 2.

Beiträge, zu denen Aichinger Stellung nimmt, Johann Nast⁷⁵, sind ausgesprochene Befürworter des Ersatzes von meißnischen durch schwäbische Varianten in der Hochsprache. Ihre Äußerungen gegenüber dem Sächsischen sind auch weitaus polemischer als die C. F. Aichingers. So schreibt F. K. Fulda⁷⁶ zum Beispiel:

So lang noch Vorurteile und Streit verschiedener Gegenden herrschen, wodurch der eine dem andern sein Wort verachtet und austreibt, oder abstreitet und ableugnet: das Wort ist nicht Meisnisch; es ist Schwäbisch, ist Oesterreichisch u.s.w. (...) Oder, so lang man keine Fundamente der Sprache aus ihr selbst, keine Philosophie der Teutschen, besonders der gelehrten Sprache erkennt, sondern sich blos auf Helden und Vorgänger, Eigenmacht und schuldige Nachbettung - zügellos verläßt, (...) So lang, auf dem gemeinen Reichstag der Teutschen gelehrten Sprachrepublic, nur Meisen allein das Wort führen will, und kein anderer Teutscher freie Stimme, zu einem vernunftmässigen und gerechten Abschied haben soll. So lang, ja, leider! so lang ist keine Hoffnung.

Oder an anderer Stelle⁷⁷:

Es giebt Leute, welche alle Wörter, die der Gebrauch in Sachsen nicht gestempelt hat, von hochteutschen Schriften gänzlich ausgemerzet haben wollen. Da ist es denn kein Wunder, wenn man die hochteutsche gelehrte und Schriftsprache für sehr arm und unvollständig hält, so daß sie immerzu entweder ins Ausland oder bei ihren Mundarten, besonders der Oberteutschen, wie ihr ihre besten Freunde selbst anraten, betteln gehen muß.

Im Vergleich dazu sind C. F. Aichingers Äußerungen eher gemäßigt. Das wird auch an den einzelnen Punkten der Auseinandersetzung⁷⁸ mit J. Nast deutlich. J. Nast vertritt zum Beispiel die Meinung, man dürfe *rann* und *schoß* nur mit einem Konsonanten am Schluß schreiben:

(...) uns ist unbegreiflich, daß es Teutsche geben kan, die wider alle Sprachrichtigkeit, und zur Beleidigung schwäbischer Ohren fraß, rann, schloß, mit dem scharfen Ton und dem Doppelconsonant aussprechen

⁷⁵ J. Nast (1722-1807); F. K. Fulda (1724-1788); s. M. H. Jelinek, *Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik*, S. 282.

⁷⁶ *Sammlung und Abstammung Germanischer Wurzel-Wörter, nach der Reihe menschlicher Begriffe, zum Erweis der Tabelle, die der Preisschrift über die zwen Hauptdialekte der Teutschen Sprache angefügt worden ist*, Halle 1776, Nachdruck Hildesheim/New York 1977, S. 20f.

⁷⁷ *Versuch einer allgemeinen teutschen Idiotikensammlung, Sammlern und Liebhabern zur Ersparung vergeblicher Mühe bey bereits schon aufgefundenen Wörtern, und zu leichter eigner Fortsetzung*, Berlin und Stettin 1788, Nachdruck Leipzig 1975, S. A 2.

⁷⁸ C. F. Aichinger, *Herm Carl Fridrich Aichingers ... Anmerkungen*, 1776, S. 26.

können. (...) und ganz Teutschland, das der sächsischen Irrlehre und Irrsprache hierinn folget oder nachbettet, ist aufgerufen, Schwaben zu widerlegen. (...) das kan man fodern, daß sie die Orthographie nicht (...) den Regeln der Sprache zum Troz, vorschreiben sollen.

C. F. Aichinger⁷⁹ verteidigt demgegenüber die Doppelkonsonanz mit der Gebrauchshäufigkeit. Ähnliches gilt für die Aussprache des *ie* geschriebenen Lautes, wo er⁸⁰ sowohl schwäbische wie auch oberpfälzische Dialektalismen zurückweist. Und wenn J. Nast die schwäbische Sprachrichtigkeit gegen Pluralformen wie *Mütter, Töchter* (ohne *n* als Teil des Pluralmorphems) aufbietet, die er für einen Saxonismus hält⁸¹, antwortet C. F. Aichinger⁸²:

Nicht Sachsen allein, sondern andere Länder auch, sprechen: die Mütter, die Töchter (...) Nun kommts darauf an, ob die Schwaben oder die Sachsen mehrere Stimmen für sich zusammen bringen.

In dieser Bemerkung C. F. Aichingers finden sich nochmals mehrere der Merkmale, die wir für seine Argumentation als typisch erkannt haben: In dem für ihn kennzeichnenden Gesprächsstil verweist er einerseits auf den Gebrauch der Zeit als Entscheidungskriterium für Hochsprachlichkeit und ironisiert andererseits das rechthaberische Auftreten einzelner Mundarten, welche es auch immer seien.

5. Zusammenfassung. C. F. Aichinger hat sich durchgehend als ein Vertreter des zu seiner Zeit neuerwachten sprachlichen Selbstbewußtseins der Oberdeutschen zu erkennen gegeben, aber doch als ein Vertreter dieser Richtung, der sich, unter Anerkennung der historischen Gegebenheiten und um Kompromiß bemüht, mit den durch J. Ch. Gottsched repräsentierten meißnischen Ansprüchen, aber auch mit radikaleren süddeutschen Kollegen auseinandersetzt. Aus der weiteren Entwicklung der deutschen Hochsprache und auch der Sprachwissenschaft im 18. Jahrhundert ist zu ersehen, daß die Zeit für solche Vorschläge nicht mehr oder auch noch nicht wieder reif war. Da in dieser Arbeit die Diskussion des Verhältnisses von Mundart und Hochsprache im Vordergrund stand, mußten die sonstigen Eigenheiten und Verdienste des Aichingerschen sprachwissenschaftlichen Schaffens im Hintergrund bleiben. Die Vorzüge seiner grammatischen Darstellung in Sache und

⁷⁹ Sieh ebenda, 1775, S. 940: *So höre ich alle Leute sprechen, die ich kenne: und so finde ichs in den Schriften.*

⁸⁰ Ebenda, 1775, S. 943f.

⁸¹ Sieh ebenda, 1776, S. 35.

⁸² Ebenda, S. 26.

Methode sind unbestritten. So hat er etwa auch deutlich die Darstellung in Johann Christoph Adelungs grammatischen Werken⁸³ beeinflußt. Ohne letztlich die Schwächen in C. F. Aichingers Arbeit verschweigen zu wollen, auf die ebenfalls eingegangen wurde⁸⁴, kann man feststellen, daß er sich mit seiner gegenwartssprachlichen Grammatik, die pragmatische Entscheidungen trifft und praktisch brauchbar ist, als kompetenter Sprachwissenschaftler und, was unser Thema angeht, als ein um Ausgewogenheit bemühter, wenn sie vielleicht auch nicht immer erreichender Vertreter einer auch oberdeutsch geprägten Hochsprache erwiesen hat.

⁸³ Man vergleiche M. H. Jellinek, *Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik*, S. 329ff.

⁸⁴ Prof. Dr. K. Matzel / Regensburg verdanke ich den Hinweis auf eine solche Untersuchung, die noch nicht erschienen ist.